

DIANE AMBER

DIE FEINDE DES
GUISCARD

Ein Normannenkrimi aus Salerno

HISTORISCHER ROMAN

acabus

DIANE AMBER

DIE FEINDE DES
GUISCARD

Ein Normannenkrimi aus Salerno



Impressum:

Amber, Diane
Hamburg, acabus Verlag 2024
1. Auflage 2024

ISBN: 978-3-86282-854-8

Dieses Buch ist auch als eBook erhältlich und kann über den Handel
oder den Verlag bezogen werden.
ePub-eBook: 978-3-86282-855-5

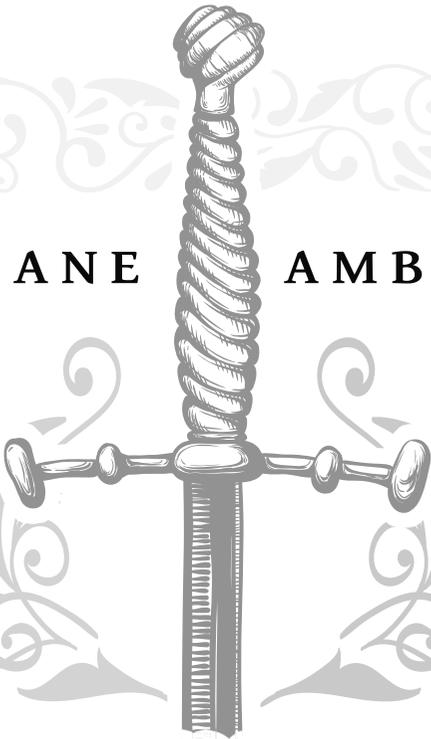
Lektorat: Andreas Barth, Amandara M. Schulzke,
Korrektorat: Amandara M. Schulzke, acabus Verlag
Umschlaggestaltung: Phantasmal Image
Buchsatz, Innengestaltung: Phantasmal Image

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

*Der acabus Verlag ist ein Imprint der Bedey Media GmbH,
Hermannstal 119k, 22119 Hamburg und Mitglied der Verlags-WG:
(www.verlags-wg.de), acabus Verlag (bedey-thoms.de)*

©acabus Verlag, Hamburg 2024
Gedruckt in Deutschland





DIANE AMBER

DIE FEINDE DES
GUISCARD

Ein Normannenkrimi aus Salerno



acabus



1

Anna



Jm Haus ihres Vaters presste Anna ein Ohr an die Tür des Nebenraumes und lauschte.

»Bis die Papiere aus Rom da sind, halten wir die Füße still«, hörte sie.

»Jaja«, grunzte der andere in die Geräuschkulisse aus schlappenden Schritten. »Nichts geschieht ohne den Willen des Herrn.«

Sie huschte ein Stück von der Tür weg. Hörte, wie ihr Vater den beiden Männern mit leerem Lachen antwortete, aber auch, dass sie aufbrachen. Sie musste von hier verschwinden, bevor man sie entdeckte. Auf Zehenspitzen entfernte sie sich von der Tür zur Wohnstube. Wenn die Kerle weg wären, könnte sie unbemerkt abhauen. Sie war ohnehin spät dran. »Vorher ... könnt Ihr Anna nicht verheiraten.«

Abrupt blieb sie stehen.

»... den Gewinn einstreichen ...«

Flott huschte sie hinter den Vorhang unter der Treppe, wartete atemlos zwischen Eimern und Reisigbesen, bis sich die Stimmen entfernten. Heiraten? Sie war ja nicht zimperlich, hatte bereitwillig mitgespielt, aber ehelichen würde sie den Widerling nicht. Wenn heute Abend alles nach Plan lief, risse sie das Ruder rechtzeitig herum. Verstohlen hastete sie in den Hof, wo ihr Dienstmädchen Zoe bei der Schimmelstute wartete.

»Sie sind zu Fuß zu Cyrus, Herrin«, wisperte das Mädchen. »Wenn Costas pfeift, ist die Luft rein.«

Anna nickte, nahm die Zügel, ließ sich aufhelfen und wartete. Ihr Herzschlag beruhigte sich, sie fing an, sich zu freuen, fühlte sich

wagemutig. Der Mann, den sie nachher traf, kam als Lösung all ihrer Probleme genau richtig. In den letzten Wochen hatte er sein Werben mit immer kostbareren Geschenken untermauert. Es war ihm ernst, und er hatte die Stellung, ihr aus der Misere herauszuhelfen. Nebenher war es prima, dass er ihr gefiel. Jedenfalls das, was sie bisher aus der Ferne von ihm gesehen hatte.

Der Pfiff durchschnitt die Straßengeräusche des späten Abends, die aus der Stadt über die Hof Tore wehten. Anna wechselte einen Blick mit Zoe, die zum Tor wieselte und es aufsperrte. Sie drückte die Fersen in die Flanken der Stute. Die Hufe klapperten übers Straßenpflaster, hinter ihr wurde das Tor rasch zugeschoben. Sie hatte wenig Zeit, die Stadttore würden bald schließen, und dann müsste sie mit den Wachen diskutieren, mit dem Arsch wackeln, Münzen verteilen und Versprechungen machen, und das war nichts, worauf sie Lust hatte. Als sie an den Wachleuten vorbei durchs Stadttor geritten war und Salerno hinter sich ließ, atmete sie auf. Den Treffpunkt, den er ihr in seiner letzten Nachricht genannt hatte, musste sie nicht suchen, er war allseits beliebt bei Liebespaaren. Sie hatte ihn häufig selbst genutzt, um sich die einlullende Atmosphäre zunutze zu machen. Innerlich jubelte sie. Künftig würde sie da nicht mehr hinmüssen. Wenn sie den Bewerber um den kleinen Finger gewickelt hatte, änderte sich alles. Zufrieden grinsend stellte sie sich vor, wie sie, nach dem Liebesspiel an seiner Schulter läge, er mit ihrem Haar spielte, und sie das Gespräch behutsam auf das lenkte, was sie zu sagen hatte. Wenig war es nicht. Sie hatte längst gemerkt, dass Frauen wie Luft für Männer waren, die gewaltige Pläne und kolossale Komplote planten. Es reichte, um ihren Vater und die widerlichen Kerle, mit denen sie sich, auf dessen Geheiß, abgeben musste, ins Verderben zu stürzen. Ihr neuer Verehrer würde ihr dabei dienlich sein.

Er würde sie retten.

Sie seufzte, zog die Kapuze tiefer ins Gesicht, als ihr ein beladener Ochsenkarren, flankiert von bewaffneten Söldnern, entgegen rumpelte. Der korpulente Bursche auf dem Bock holte mit der Peitsche das Letzte aus den Tieren raus, um Salerno vor Toresschluss zu

erreichen. Als sie grußlos vorbeitratte, glitt der Blick eines Waffenknechtes lüstern an ihr hinab. Hochmütig reckte sie das Kinn. Mehr wagte er nicht.

Rasch ließ sie die alte römische Handelsstraße hinter sich, indem sie einen Saumpfad nach Osten einschlug. Bis zum Ziel traf sie auf niemanden mehr. Dort rutschte sie aus dem Sattel und band die Zügel des Pferdes hastig an die tiefhängenden Äste eines knorrigen Kirschaumes. Sie sah sich um. Der kleine See, kaum mehr als ein Tümpel, schimmerte im Mondlicht. Das Rascheln und Fiepen bei den geköpften Statuen, die das Gewässer säumten, musste sie nicht kümmern, es kam von kleinen Wildtieren. Die Mauer, die das Anwesen früher umgeben hatte, war vor langer Zeit eingestürzt und nur an wenigen Stellen hüfthoch. Anna wägte genau ab, wo sie sich in Szene setzen und warten sollte. Sie ließ den Blick über die moosbewachsene Bank gleiten, entschied sich dann aber für den Stumpf einer einmaligen Marmorsäule. Sie löste gerade die Bänder ihres Kleides, dachte, dass er ihr niemals würde widerstehen können, als sie neue Geräusche hörte. Innehaltend lauschte sie ihrem schnaubenden Pferd. Die Zikaden schrien. Doch da war niemand. Er war noch nicht da.

Nicht mehr lange, beruhigte sie sich. Nur nicht ungeduldig werden.

Sie konnte sich ja schon mal in Stimmung bringen. Mit den Fingerspitzen fuhr sie sich über die Wölbung ihrer Brust und überstreckte den Hals zum Mond. Sie war sicher, sie gab eindeutig ein verführerisches Bild ab, allerdings fing ihr Nacken zu schmerzen an. Sie schnaufte. Endlich näherte sich Hufgetrappel. Leise lächelte sie in sich hinein. Um das Spiel richtig zu spielen, wollte sie sich ein wenig zieren, also drehte sie sich nicht nach ihm um. Sie wartete, hörte am klimpernden Zaumzeug, dass er näherkam. Das Sattelleder knarzte, als er vom Pferd rutschte.

Das war der rechte Moment.

Strahlend sprang sie auf, wirbelte herum und zuckte zurück. »Was?«

Die Gestalt antwortete nicht. Anna leckte sich fahrig die Lippen. Unter dem Umhang mit der aufgezogenen Kapuze konnte das jeder

sein, nur der Mann, den sie erwartet hatte, war es zweifellos nicht. Und doch kam ihr die Gangart bekannt vor. Sie wich einen Schritt zurück. »Was wollt Ihr?«

Die Person griff unter den Umhang. Das Mondlicht beleuchtete silbrig den metallischen Gegenstand in deren Hand.

Was war das?

Scharf sog Anna Luft ein. Ihr Blick irrte panisch umher. Wo war ihr Pferd?

»Was habt Ihr da?«, presste sie heraus. Sie ging rückwärts. Die Gestalt rückte nach.

»Was ist das? Was?«

Ängstlich wich sie weiter zurück, beide Hände schützend auf den nackten Brüsten. Der Rock bauschte sich um ihre Beine.

»Was wollt Ihr denn?«, schrie sie aus Leibeskräften.

Sie strauchelte, fing sich zuerst an den Resten der Marmorbank ab, doch ihre Hände glitten über das schlüpfrige Moos. Rücklings landete sie auf der warmen Wiese. Vergeblich robbte sie weg, riss schützend die Arme hoch.

Der metallische Körper, das Messer, schnellte, geführt von der Hand des anderen, in ihre Schulter. Als sie schrie, stob ein Schwarm Vögel aus den Bäumen und verschwand in der Nacht.





2

Sebastien



Sebastien, einziger legitimer Sohn Cesare de Fécamps, des Grafen von Oria, schaute dem Boten, der ihm die Nachricht seines Vaters entgegen gebellt hatte, lange nach. Der Mann hatte das Pferd ordentlich getrieben und rutschte vor den Stallungen wenig galant aus dem Sattel, ehe er nach einem Knecht pfiß.

Sebastien war erschöpft. Eine Hand am Schwertknauf, die andere am Hinterkopf, als würde ihm das beim Denken helfen, machte er keine bessere Figur als der Bote. Er war vollkommen aufgelöst. Es gab Dinge, dachte er, die man sich besser nicht wünschte. Herr, ich bat dich, das Problem mit Anna zu lösen. Aber doch nicht so.

Zweifellos gab es Belange, mit denen man den Herrn nicht behelligen, für die man nicht beten sollte. So wie er es gestern Abend stumm getan hatte. Beim Anblick des reizvollen Profils seiner Verlobten Liliana Hauteville, der Tochter des Herzogs.

Es half nichts, die Botschaft war eindeutig. Anna, die Tochter des Leibarztes der Herzogin, war tot. Der Graf, sein Vater, verlangte nach jemandem, und er, Sebastien, sollte ihn aufreiben und zum Haus des Medikus bringen. Notfalls mit Gewalt. Also löste er sich schleppend vom staubigen Boden. Kämpfte sich über den Hof, auf dem das morgendliche Durcheinander aus Lieferanten, Bittstellern, Söldnern, Rittern und Damen für eine ohrenbetäubende Kulisse sorgte. Er schob sich an Bogenschützen vorbei, die, müde versammelt vor den Übungszielen, von ihrem Vorgesetzten niedergebrüllt wurden.

Am Ziel zog er den ledernen Vorhang zur Seite und stürzte in die muffige, in der Wehrmauer gelegene Kammer. Eine von vielen, die bogenförmig nebeneinanderlagen. Darin hausten hauptsächlich Soldaten und Gesinde. Gelegentlich auch besitzlose Ritter. Männer des Schwertes ohne Lehen und ohne besondere Aufgaben, so wie der Mann, den er suchte. Im Dämmerlicht, das durch die oben im Mauerwerk angebrachten vergitterten Längsöffnungen drang, fokussierte er den Blick. Hinten an der Wand kauerte ein Weib. Unter dem schmalen Lichtstrahl einer Schalenlampe schob es eine stumpfe Nadel durch den Stoff, ohne aufzusehen. Die meisten Strohlager auf dem festgestampften Lehm Boden waren zerwühlt, aber leer. Lederbeutel mit der Habe der Leute lehnten an Kisten. Hinten deuteten unmissverständliches Grunzen und Bewegungen unter einer fadenscheinigen Decke auf ein kopulierendes Paar hin. Sebastien atmete auf, als er die Gestalt entdeckte, die an der Wand lehnte. Die Beine ausgestreckt, das Schwert auf dem Schoß, eine Hand um den Griff gekrallt, noch im Schlaf wachsam. Das Kinn lag ihm auf der Brust, das dunkle Haar in der Stirn. Da war er. Der besitzlose Ritter, dem die Nachricht galt.

Der Bastard.

Sein Bruder.

Jocelin.

Sebastien fiel neben ihm in die stinkenden Binsen. »Wach auf!« Er stieß ihn an. Sah geduldig dabei zu, wie sich Jocelin grunzend schüttelte und sich mit beiden Händen übers Gesicht fuhr. »Vater will dich sehen.«

»W-was?« Jocelin blinzelte, was die Mischung aus Angst und Abwehr in seiner Miene miserabel kaschierte. Es gab zwei Männer in Salerno, denen man sich nicht widersetzte, und das waren der Herzog Robert Hauteville und César de Fécamps. Ihr Vater.

»Was will er denn?« Der Bruder presste die Lippen so fest aufeinander, als ginge er im Geiste seine Verfehlungen der letzten Wochen durch.

Sebastiens Nervosität verlor an Substanz. »Ich würd' lachen, wenn es nicht dringend wäre. Es gibt einen Mord, um den du dich kümmern sollst.«

»Ich soll mich ... was?« Jocelin strich sich eine schweißverklebte Haarlocke aus der Stirn und schraubte sich auf die Füße. »Wer ist ermordet worden?«

»Das Mädchen Anna.«

»Ich kenne keine Anna.« Jocelin wankte aus dem Drecksloch in den Hof. Sebastien sprang auf, hastete ihm nach.

»Sie ist ... sie war die Tochter von Nicos, dem Leibarzt unserer Herzogin.«

»Heilige Scheiße.« Jocelin blinzelte gequält in die Morgensonne.

»Das Mädchen oder das Licht?«

»Mein Schädel.«

Am nächsten der vier Brunnen, die die Zitadelle mit Wasser versorgten, ließ Jocelin den Eimer an der Kette herunter und zog ihn gefüllt wieder hoch. Mit beiden Händen schaufelte er sich Wasser ins Gesicht. Als er Sebastien ansah, wirkten seine leicht gebräunten Wangen belebter. Die dunklen Augen waren nicht mehr trüb, in den langen Wimpern hingen Wassertropfen.

»Wohin soll ich?«, krächzte er.

»Ins Haus des Arztes. Ich bring' dich hin.« Sebastien musterte den nur wenig älteren Bruder. »Womöglich wäre es besser, wenn du dich ...« Er deutete auf die zerknautschte Tunika. Jocelin sah an sich hinab, zupfte einen Strohalm vom Ärmel. »Wieso? Wo doch meine Schönheit Salerno ziert wie eine Krone.«

Sebastien lachte. Die Panik, die ihn bei der Nachricht befallen hatte, verflüchtigte sich.



3

Jocelin

»Sie wurde in ihr Elternhaus gebracht«, erklärte Sebastien. Zu Pferde trabten wir gemächlich zwischen den eng aneinandergeschmiegtten Häusern über das löchrige Pflaster zum Haus des Arztes. »Nicos hat sie suchen lassen, als er am Morgen bemerkte, dass sie nicht da ist. Vater ist dort, um ...«

»Wer ist Nicos?« Ich versuchte angestrengt, ein Gähnen zu unterdrücken.

»Na, der Medikus. Der Vater des Mädchens.«

Ich grunzte. Mehr bekam ich noch nicht zustande, weil ich die ganze Zeit übermüdet rätselte, was Vater von mir verlangte. Er konnte unmöglich erwarten, dass ich den Mörder eines Mädchens fand, das ich zuvor nie gesehen hatte.

Wir kamen vor einem Karren, der die Gasse verstopfte, ins Stocken. Sehnsüchtig sinnierte ich über den Wein in den Fässern nach, die ein quadratischer Kerl in Kittelschürze unter den Augen des Wirts in die Taverne rollte. Ich leckte mir über die Lippen. »Wo hat man sie denn gefunden?«

»Bei den heidnischen Ruinen mit den Kirschbäumen.« Sebastien schluckte schwer. »Du weißt ja, was das für ein Ort ist, oder?«

Natürlich wusste ich das. Die Ansammlung alter Kirschbäume um den See, die Marmorbänke, seien sie auch gebrochen und mit Moos überzogen, boten eine exzellente Kulisse für jedes Liebesspiel. Wenn die Kirschen nicht gerade gärten, hatte das Ambiente eine durchaus aphrodisierende Wirkung auf Frauen, hieß es. Sebastien würde mir nicht glauben, aber ich war nur einmal hingeritten, um es mir anzusehen. Ich war nur halb so schlimm wie mein Ruf.

»Nicht, dass ich das nötig hätte«, versuchte ich witzig zu sein, spürte aber, dass Sebastien nicht in Stimmung war.

Der Karren rumpelte los, die Masse, deren Teil wir waren, schwamm über die Straße, als hätte jemand einen Pfropfen gezogen, und zerstreute sich erst auf der nächsten Piazza. Das Haus des Medikus fiel direkt ins Auge. Eine Gruppe Schaulustiger knubbelte sich vor den verschlossenen Toren des Prachtbaus, dessen Fassade in der Sonne lohfarben leuchtete. Die Leute hatten eine Art, sich um Tragödien zu scharen, die mir widerlich war. Einige schienen seit dem Morgengrauen da herumzulungern, in Händen verkohlte Holzstümpfe, vormals Fackeln, die wie Knüppel wirkten. Aufgeregt palavernd stellten sie sich auf die Zehenspitzen, um über die Schulter ihres Vordermanns zu spähen, der aber auch bloß auf ein verschlossenes Tor glotzte. Nur einer guckte zur Straße. Als er uns erkannte, kläffte er was und gestikulierte in den Pulk. Das Murmeln erstarb, die Pforten schwangen auf, und die Menge bildete respektvoll einen Durchlass. An Wachleuten der Zitadelle vorbei trabten wir in den Hof, wo wir aus den Sätteln glitten und die Tiere in die Obhut des Knechtes entließen.

Während ich mich umsah, schob ich mir ein paar Pfefferminzblätter in den Mund. Ich machte mir keine Illusionen. Der Respekt da draußen hatte nicht mir gegolten, ich war nur das illegitime Gewürm. Das katzbuckelnde Getue galt dem Wappen Orias, und somit Sebastien. Aber mehr noch Cesare de Fécamp, dem Grafen von Oria, unserem Vater, der eben aus dem Haupteingang des Hauses schritt, um uns in Empfang zu nehmen. Wie immer bei seinem Anblick kämpften Stolz und Auflehnung in mir.

Ja, ich war stolz darauf, ein Spross dieses Mannes zu sein, der vor Jahrzehnten mit dem Herzog als Söldner ins Land gekommen war, um sich halb Italien unter den Nagel zu reißen. Aber etwas zerrte an mir, wenn ich ihn sah, weil ich wusste, dass ich ihm nicht gerecht wurde. Nichts, was ich je getan hatte, hatte ihm genügt. Der Stolz dieses kühlen Mannes stand neben mir und scharrte mit den Füßen. Ich drehte mich nach Sebastien um und hob die Brauen. Tatsächlich. Er scharrte mit den Füßen. Was stimmte mit ihm nicht?

Fécamps wechselte einige Worte mit einem Büttel, der dem Mob Warnungen zubellte, die er geschickt mit dem Knüppel untermauerte. Die Leute zerstreuten sich. Vater lotste uns ins Haus. Im Torbogen zum Garten wartete ein mageres, am ganzen Leib bebendes Mädchen, das sich fickerig über die Finger fuhr. Die Art, wie es Sebastien ansah, gehetzt, aber als würden sie sich kennen, schärfte meine Sinne.

»Das ist Zoe«, erklärte der Graf. »Die Zofe der Toten. Erhellendes hat sie nicht zu sagen.«

»Meine Herrin liegt in der Wohnhalle«, wisperte sie.

Stumm stiefelte ich hinter den anderen her in eine Halle, die eines Fürsten würdig gewesen wäre. Anerkennend stieß ich einen Pfiff aus, derweil ich mir die sarazenischen Malereien in der Gewölbedecke ansah. Sebastien trat mir sachte gegen ein Schienbein. »Sei vorsichtig, Jocelin. Vaters Laune ist unterirdisch.«

Der stand neben dem Tisch, auf den man die Tote gebettet und züchtig mit einem Tuch bedeckt hatte. Zu ihren Füßen lag fein säuberlich zusammengefaltet ihre Kleidung. Mein Bruder hatte recht, in Vaters ebenmäßigem Gesicht zuckte ein Augenlid. Eine Weile gafften wir die Tote an, als wüssten wir nicht, wie wir anfangen sollten. Ihr pechschwarzes Haar war blutverklebt. Sie guckte so verblüfft wie eine Heilige nach der unmittelbaren Erfahrung des Martyriums. Hübsch war sie. Schade, dass ich sie nicht gekannt hatte. Weil ich angestrengt darüber sinnierte, was von mir erwartet wurde, fragte ich: »Und?«

»Was und? Sie ist tot«, antwortete Vater verschnupft. Er hätte bestimmt mehr gesagt, wenn nicht plötzlich Guido LeFerte hereingewankt wäre und erschöpft in einen Sessel plumpste. Ich runzelte die Stirn. Was wollte der denn hier?

Er war einer der normannischen Barone, genoss aber weder eine herausragende Stellung, noch war sein Baronat wohlhabend. Im Grunde tat er sich allein durch großspuriges Gequatsche und durch eine berückende Gemahlin hervor. Ich schaute Vater, der die sehni-gen Arme vor der Brust verschränkte, hilfeschend an.

»Frag nicht. Er war schon hier«, spuckte er aus.

Das erklärte mir nicht, warum. Der gespannt genervte Mund meines Vaters irritierte mich nicht, den war ich gewohnt. Aber der nebulöse Eindruck, LeFerte sähe das Mädchen nicht zum ersten Mal, verwirrte mich ebenso wie Sebastiens befremdliches Verhalten. Weshalb gab er sich mit der Ermordung des Mädchens ab?

Mit der Hand fuhr ich mir durchs Haar und reimte mir aus all dem, was mich aus dem Schlaf gerissen hatte, zusammen, dass tatsächlich von mir erwartet wurde, herauszufinden, wer der Mörder des Mädchens war. Das war kein Albtraum gewesen. Zeit damit zu verplempern, zu überlegen, warum Vater dachte, ich könnte so etwas, oder ihn sogar danach zu fragen, war gefährlich. Selbst unter besseren Umständen behelligte man ihn nicht mit Fragen. Ich wagte es dennoch.

»Warum seid Ihr hier?« Vage zuckte ich mit der Hand zur Toten. »Ich meine, sie ist nur ...« Herrgott, wirf mir die richtigen Worte zu, dachte ich, aber stattdessen zog Vater ein Schweißtuch aus dem Gürtel und streckte es mir auffordernd hin. Ich überlegte kurz, ob er von mir erwartete, dass ich mir den Schweiß von der Stirn wischte, verwarf den idiotischen Gedanken wieder und entdeckte die Stickelei auf dem Tuch. Ich riss es ihm aus der Hand. Das war doch ... Ich guckte von Sebastien zu Vater, die einander nicht beachteteten. Dann planlos in den Raum und hielt bei der Zofe inne, die noch verschreckter aussah als vorhin. Ihre zaundünnen, aus der Tunika herausragenden Ärmchen schlang sie um sich, als fröre sie. »Wo ist das her?«, fragte ich niemanden Bestimmten, aber mit Blick auf ihr.

»Sie hat ... sie war ...«, winselte sie.

»Es lag bei der Toten«, antwortete der Graf an ihrer Stelle.

»Bei den Ruinen?« Ich verengte die Augen.

Ich kaute auf der Frage herum, was das über ihr Stelldichein aussagte, denn dass sie eines gehabt hatte, stand ebenso außer Frage, wie der Ruf, den die Ruine hatte. Kampanien, insbesondere hier am Golf von Salerno, war an einigen Orten lieblich. Die Landschaft vielschichtig. Schroffe, baumlose, mit Macchien bewachsene Felslandschaft wechselte mit fruchtbarer Erde ab. Letztere war häufig mit römischen Ruinen bestanden, in denen lausige Bauern, die den

Boden drumherum bestellten, dahinvegetierten. Nur an diesem Ort war es anders. Von der ursprünglichen Villa war nicht genug übrig, worin man hätte leben können. Wegen der Wasserquelle war der See von saftigen Wiesen umgeben. Kaputte Statuen und Bänke, die Reste eines Pavillons, umstanden von knorrigen Kirschbäumen, luden zum Verweilen ein. Es grenzte an ein Wunder, dass die Leiche nicht schon früher von einem Liebespaar gefunden worden war. Aber das eigentliche Problem war, dass jemand aus meiner Familie mit drin hing. Vater störte meine Überlegungen. »Es hat der Suchtrupp bei ihr aufgelesen.«

Warum musterte er mich so scharf? Ich ertappte mich dabei, dass ich von einem Fuß auf den anderen trat, und verfluchte erneut das Schädelbrummen und den sauren Wein vom Vorabend. Ich musste irgendetwas sagen. »Das sieht nach einem romantischen Treffen aus.«

»Ach?«, ätzte Vater.

Um ihn nicht ansehen zu müssen, nahm ich die Schatulle an mich, die zu Annas Füßen lag, und klappte sie auf. Schmuck lag darin. Ohringe und ein Armband, das neben der kostbaren Halskette mit dem grünen Stein geradezu billig aussah. »Ist das das Zeug, das sie anhatte?«

»Ja«, meinte Sebastien bedauernd. »Oh, da kommt Nicos.«

Wir hätten es nicht überhören können. Er weinte: »Meine Tochter! Das ist meine Tochter. Mein Kind! Ihre Ehre ...«

»Ich bedauere deinen Verlust, Nicos«, erinnerte Vater ihn süffisant, dass es hier weniger um Ehre als ums Sterben ging. »Wir wissen nicht, was geschehen ist, aber ich bin sicher, wir werden bald erfahren, wer ...«

Nicos schlug sich beide Hände mit einer solchen Wucht ins Gesicht, dass sein Doppelkinn schwankte, und wimmerte nur noch still hinein.

»Was bedeutet das Tuch?«, zischte ich zu Sebastien, der verzweifelt die Schultern hob.

»Dass ihr einer meiner Söhne nachstellte.« Vaters Worte knallten wie Peitschenhiebe.

»Aber nur einer darf das Wappen ...« Ich verschluckte den Rest, als ich Sebastien vage den Kopf schütteln sah.

Als Vater mich argwöhnisch beäugte, gestikulierte auch ich abwehrend. Er traute mir alles zu, aber hiermit hatte ich nichts zu tun. Nebenher bekam ich mit, wie Sebastien erbleichte. Er? Wirklich?

Etwas an des Grafen Miene signalisierte mir, dass er meine Unschuld wenigstens in Erwägung zog. Das war zwar tröstlich, doch Sebastien verdächtigte er normalerweise nie. Zum ersten Mal kam mir der Gedanke, dass dieser Freibrief voreilig ausgestellt worden war. Aber es gab ja nicht bloß uns beide.

»Nicos«, herrschte er den Arzt an, der rücklings tastete, bis er die Truhe an der Wand fand, auf die er matt sank. Wenigstens nahm er die Hände vom Gesicht. »Ja, Herr?«

»Du wirst wollen, dass wir diesen Mord aufklären.«

Der Arzt nickte.

»Fällt dir etwas dazu ein?« Vater deutete auf mich, meinte aber das Tüchlein, das ich vor Schreck fallen ließ. Schläff segelte es zu Boden. Nicos sah aus, als kämpfte er damit, rauszurücken, was er wusste. Er atmete tief ein. Lange aus. Sagte dann: »Euer Sohn Tristan schickte kürzlich ein Geschenk. Ich befahl ihr, es zurückzuschicken.«

Seltsam, dass LeFerte aus seinem Dämmerzustand im Sessel hochschreckte. Schlimmer noch, Sebastien riss die Augen auf. »Tristan?«, wisperte er verblüfft.

»Und?«, zischelte ich hinter dem Wortgefecht zwischen Arzt und Graf. »Weißt du was davon?«

»Nein, nichts«, stammelte Sebastien und lehnte sich an den Tisch, auf dem die Leiche lag.

Tristan war einer wie ich. Ein Bastard. Und doch war er mehr, weil es ein Geheimnis um seine Mutter gab, die anscheinend keine lumpige Magd gewesen war. Dass Vater ihm alles durchgehen ließ, deutete darauf hin, dass er für die Frau etwas empfunden haben musste, was über die kurzen Gelüste einer hitzigen Nacht hinausging. Niemand sprach über Tristans Mutter. Keiner gab ihm Auskunft, wenn er herumfragte, und das machte er dauernd. Aber

Bastardsohn hin oder her, einen solchen Verdacht offen auszusprechen, war gewagt. Ich suchte im Gesicht meines Vaters nach Zeichen dafür, dass er die Contenance verlor.

»Wir sollten keine voreiligen Schlüsse ziehen«, sagte er verblüffend lahm.

»Voreilig?«, blaffte LeFerte, der für einen Mann seiner Körperfülle erstaunlich behände umhersprang, als hätte ihn die Eifersucht gestochen und verlangte nach Revenge.

»Es reicht jetzt.« Vaters Stimme klang gestochen scharf. »Dass Ihr blödes Zeug absondert, LeFerte, sind wir gewohnt, aber seid sicher, dass wir darauf zurückkommen. Nicos, woher hatte deine Tochter die Kette, die ihr um den Hals hing? Dass es sich um ein Geschenk meines Sohnes handeln soll, ist schwerlich vorstellbar.«

Nicos Augen irrlichterten. »Äh, der Schmuck? Ich habe ihn ... Sie hat ...«

»Du weißt es nicht.«

»Ich ...«

Der Graf hob eine Hand. »Du nimmst dir ein frisches Pferd und spürst Tristan auf«, befahl er Sebastien. »Bring ihn zu Jocelin.« Dabei zuckte er mit dem Kopf zu mir hin, damit ich nicht vergaß, welche Aufgabe er mir zgedacht hatte. Auf seiner Truhe hockend fluchte Nicos leise. Es dürfte ihm aufgegangen sein, dass es schwierig werden würde, Annas Ruf über die Ereignisse hinweg zu retten. In meinen Augen spielte das keine Rolle mehr. Das Gewese um die Tugendhaftigkeit von Frauen war mir ohnehin ein Rätsel. LeFerte stand händeringend vor dem Leichnam. »Ich weiß, wie anmaßend es ist«, begann er zähneknirschend. »Aber Euer Sohn Trist....«

»Es ist anmaßend.«

Guido LeFerte wippte auf den Fußballen und stürmte aus dem Haus. Ich guckte ihm zwar nach, aber der nadelspitze Blick meines Vaters zwang mich zu ihm zurück.

»Du wirst herausfinden, was das zu bedeuten hat«, zischte er in einem Tonfall, der mich ahnen ließ, dass ihn mehr verärgerte als der Mord an einer entzückenden jungen Frau und die Möglichkeit, Tristan könnte darin verwickelt sein.

»Aber womöglich bereite ich meinem Bruder mit der Befragung Ungemach«, widersprach ich.

Ich freute mich nicht darauf, Tristan zu verhören. Damit würde ich mich bei Vater noch unbeliebter machen, egal, was er sagte.

»Er wird dir Rede und Antwort stehen.«

Der Großteil des Wortwechsels spielte sich auf unserem Weg in den Hof ab, wo Sebastien in den Sattel kletterte und zwei Burgmannen die Pforten aufschoben. Die meisten Schaulustigen waren weg, aber eine Gruppe Reiter kam die gepflasterte Straße hinunter. Fanfaren ertönten. Die letzten Passanten verzogen sich katzbuckelnd, als der Herold donnernd die Ankunft unserer Herzogin Sichelgaita verkündete. Gegen die Sonne beschattete ich meine Augen mit der flachen Hand. Ich zählte neben den Musikern vier Ehrengardisten. Die Wimpel auf ihren Lanzen hingen schlaff in der windleeren Luft und auf einem schlanken Hengst saß unsere Herzogin.

»Cesare!«, befahl sie meinen Vater herbei.

Als er bei ihrem Pferd stand, bückte sie sich zu ihm hinunter, um ihm ein gesiegeltes Pergament in die Hand zu drücken. Was sie sagten, verstand ich nicht, aber deren formlose Art pflegte Umstehende ohnehin zu degradieren. Ich reimte mir meinen Teil zusammen, denn der Mann, den die Fürstin mitgebracht hatte, war mir kein Fremder. Der hagere, hochaufgeschossene Kerl mit Turban, der auf seinem Hengst bemüht war, die Neugierde zu verbergen, war einer der angesehensten Ärzte der Stadt. Ich kannte ihn vom Würfeln, und obwohl er Moslem war, von weinseligen Abenden in den einschlägigen Schänken. Er litt unter einer morbiden Vorliebe für die Untersuchung von Leichen, was erklärte, warum sie ihn hergeschleppt hatte.

Während ich die Hände locker hinterm Rücken verschränkt hatte und Löcher in die Luft stierte, klangen Wortfetzen zu mir durch.

»... Jocelin umfassende Befugnisse als leitender Ermittler.«

Leitender Ermittler? Mir brach der Schweiß aus.

»Das richtige Wort zu rechter Zeit«, plänkelte Vater.

Ich spitzte die Ohren.

»... Leichenschau ...«, hörte ich die Herzogin sagen. Leider hörte das auch ein anderer.

»Leichenschau?«

Zeitgleich sahen wir zur Tür, aus der Nicos derart in den Hof stürzte, dass das Pferd eines Fanfarenbläusers scheute und aufstieg.

»Niemals«, blies Nicos sich auf, »lasse ich einen dahergelaufenen Ungläubigen am Leib meiner Tochter ...«

Dass er jäh verstummte, war allein Vaters Blick geschuldet. Man musste es gesehen haben. Sein Mund war immer geringschätzig verzogen, selbst wenn er lächelte. Allein mit dem Heben einer Braue auf eine bestimmte Art, die man über die Jahre zu deuten lernte, kommandierte er sein Umfeld herum. Als Junge hatte ich mich unter diesen Blicken gewunden, weil sie verletzender sein konnten als die widerwärtigsten Schmähungen. Dass es auch bei Fremden funktionierte, sahen wir ja jetzt. Nicos verbeugte sich übertrieben tief.

»Ihr macht ihm keine Schwierigkeiten.« Sichelgaita tätschelte den Hals ihres Pferdes und nach diesem Befehl waren sie alle fort. Mein Vater, die Herzogin und die Fanfaren.

Hawas, der das Intermezzo ausdruckslos beobachtet hatte, glitt aus dem Sattel und nahm mich am Arm. »Dann kommt mit, mein Freund.«



Autorin



Diane Amber verlor 1987 in Florenz ihr Herz an Italien. Es waren die normannischen Eroberungen Süditaliens, die sie einige Jahre später während einer Geschichtsvorlesung in ihren Bann zogen und nie losließen. Trotz ihrer Arbeit in der Verwaltung hörte sie nie auf, sich für italienische Geschichte zu interessieren und sich mit ihr zu befassen. Sie ist verheiratet und lebt mit Mann, einer Wasserschildkröte und zwei Katzen, die äußerst gerne über Tastaturen laufen, am Stadtrand von Köln.